

Gene, Kultur und politische Zivilisierung

Zur sozialen Selektion menschlichen Erbguts

Vergänglichkeit von Macht und Kultur

Staaten, Völker und Kulturen erleben Aufstieg und Niedergang. Dies ist eins der offenkundigsten, fast trivial erscheinenden Phänomene der Geschichte, und doch gibt es Rätsel auf. Die Dominanz eines Reiches und einer Kultur, seine Überlegenheit gegenüber Nachbarn und seine Fähigkeit, Dominanz auch politisch und militärisch zu sichern, endete nach einer mehr oder minder langen Epoche stets in einem schwer erklärlichen Niedergang. Einstmals überlegene Reiche mussten sich früher oder später der politischen und militärischen Überlegenheit anderer Staaten beugen, und wo mit der politischen und militärischen auch eine kulturelle Überlegenheit gewachsen war, verging auch diese zumeist mit dem Niedergang der politischen Macht. Für solchen Aufstieg und Niedergang politischer Macht und kultureller Blüte bietet die Geschichte Europas und anderer Weltregionen über Jahrtausende vielfältiges Anschauungsmaterial.

Politische Überlegenheit ließ sich in der Vergangenheit und lässt sich noch immer größtenteils auf organisatorische Überlegenheit zurückführen. Sicher war auch die Größe des Staatsvolkes immer eine wichtige Bedingung für Macht, aber hinzukommen musste die Fähigkeit der Eliten, das Staatsvolk als ganzes oder mindestens teilweise gut zu verwalten und zu organisieren. Diese Fähigkeit zur Organisation musste sich in der zivilen Verwaltung des Staates und auch des Militärs erweisen, und sie konnte darüber hinaus eine Fähigkeit zur überlegenen Organisation der Wirtschaft sein, eine Fähigkeit also, Wohlstand hervorzubringen, der militärische Macht vergleichsweise leicht finanzierbar und in politische Macht umsetzbar machte. Je mehr die politische Macht sich auf wirtschaftliche Macht stützen konnte, desto mehr Freiheit konnte der Staat den Bürgern gewähren und desto eher kam es auch zu einer kulturellen Blüte. Wo Macht dagegen vor allem auf einer straff organisierten Staats- und Militärverwaltung beruhte, war das politische System repressiver und herrschte eine ärmere Kultur. Die negativen Beispiele hierfür reichen bis zur Sowjetunion des vergangenen Jahrhunderts und darüber hinaus.

So einfach diese Erklärung erscheint, so fragil war dennoch auf lange Sicht jede politische und kulturelle Dominanz. Selbst in Zeiten, in denen Kultur und Macht sich zu regionaler Dominanz entfalteten, war doch zu erahnen, dass die gesellschaftliche Disziplinierung eine gefährdete Errungenschaft blieb, dass das Eis staatsbürgerlicher Zivilisierung dünn geblieben und dass daher auf lange Sicht politischer und kultureller Niedergang, die Unterordnung unter mächtigere, wohlhabender werdende oder sich militärisch besser organisierende Rivalen und Feinde realistische Szenarien waren.

Aufstieg und Niedergang von Mächten und von Kulturen sind Vorgänge, die sich zumeist über viele Generationen erstrecken. Schon immer war aber das Phänomen des - allmähli-

chen oder scheinbar plötzlichen - Verfalls von Dominanz viel schwerer zu erklären als deren Entstehung. Nur in wenigen Fällen waren die Gründe hierfür so klar wie beim Niedergang der Sowjetunion, der die vergleichsweise rasch eintretende Konsequenz eines ideologischen Irrtums war, und selten nur lag der alleinige Grund in Fehlleistungen einzelner Personen, der Herrscher dominierender Staaten beispielsweise, die der Psychodroge geographischer Machtexpansion verfallen waren und ihrem Staat damit überfordernde Lasten eintrugen.

Irrationale Motive spielten als Gründe für den Zusammenbruch dominanter Reiche sicher eine wesentliche Rolle, aber zugleich lag solchen scheinbar irrationalen machtpolitischen Verhaltensweisen oft auch eine unterschwellige Rationalität der Machtverlängerung zugrunde. Wenn der dominierende Staat nämlich um die Fragilität und langfristige Gefährdung seiner Dominanz wusste, wenn er der Gefahr gewärtig war, von rivalisierenden, sich wirtschaftlich und kulturell schneller entwickelnden Staaten oder auch von eher barbarischen, ihre Macht nur auf Größe oder militärische Effizienz gründenden Feinden überholt und unterdrückt zu werden, dann war insofern jeder Expansionsdrang auch ein Reflex der Selbstbehauptung. Dann mochte selbst die im Schutz politischer Macht gedeihende Hochkultur als ein Privileg erscheinen, das nur um den Preis der Brutalität gegen die unterstellte Barbarei fremder Staaten verteidigt werden konnte. In solch einer Welt ließen sich selbst imperialistische Verhaltensweisen noch als Akt präventiver Notwehr deuten. Wenn aber eine über andere Staaten dominierende Macht schließlich einen Niedergang erlitt, wenn sie im Organisationsvermögen, in wirtschaftlicher Effizienz, in ziviler und militärischer Technologie hinter andere Mächte zurückfiel, dann blieb dennoch in den meisten Fällen die Frage unbeantwortet, warum es nicht diese Macht selbst war, die ihren einmal erworbenen Vorsprung zu wahren und zu nutzen wusste.

Sicher lässt sich der Niedergang dominierender Reiche in der späteren historischen Analyse immer wieder auf singuläre Ereignisse, auf bestimmte Entscheidungen oder Verhaltensweisen der dort Mächtigen zurückführen oder auch auf Entscheidungen und Verhaltensweisen der Mächtigen in aufstrebenden, am Ende selbst dominant werdenden Staaten. Wenn sich dieses Verhalten aber langfristig ändert, wenn es sich in verschiedenen Staaten unterschiedlich entwickelt und auf neue Herausforderungen unterschiedlich reagiert, dann besteht zumindest die Gefahr, dass die Analyse sowohl rationaler Verhaltensweisen wie irrationaler Motive zu kurz greift. Wo immer solche Veränderungen sich über Generationen erstrecken, gibt es Grund für den Versuch, hierfür auf eine ganz andere Erklärungsebene zurückzugreifen, nämlich die Erklärungsebene genetischer Potentiale. Je mehr Generationen die diagnostizierte Veränderung von Motiven und Verhaltensweisen umfasst, desto plausibler wird es zumindest, auch einer Veränderung genetischer Potentiale als Ursache für Aufstieg und Niedergang von Macht, Zivilisation und Kultur nachzugehen.

Der Versuch, politische Überlegenheit und kulturelle Differenzen auf unterschiedliche Erbgutausstattungen zurückzuführen, galt aus guten Gründen lange als anrüchig. Wo immer ein Leitbild kultureller und politischer Normalität gepflegt und Abweichungen hiervon als Normverfehlungen gedeutet wurden, implizierten genetische Erklärungen solcher Abweichungen eine - mehr oder weniger offene - Wertung von Erbgutausstattungen. Unter solchen Voraussetzungen war die Hypothese einer prinzipiellen genetischen Gleichheit zumindest ein ehrenhafter Versuch, wertenden Vorurteilen über Ethnien, Nationen und

Kulturen zu begegnen. Wenn diese schon nicht alle gleich und insofern gleichwertig sind, dann sollten sie wenigstens gleich sein in ihrem genetischen Potential.

Nutzen stiftet diese Sichtweise indes nur so lange, wie aus der offenkundigen Verschiedenheit innerhalb der menschlichen Spezies tatsächlich Wertungen hergeleitet werden. Je selbstverständlicher es dagegen wird, dass politische und soziale Gemeinschaften verschieden sein können, ohne verschieden viel wert zu sein, auf desto geringeren Widerstand dürfte früher oder später auch der Versuch stoßen, nach genetischen Erklärungen für solche Verschiedenheit zu suchen.¹

Das Erbgut der Eliten

Dass genetische Faktoren den sozialen Rang eines Individuums in seiner Gemeinschaft, aber eben auch die Rolle und Dominanz einer Gemeinschaft gegenüber anderen wesentlich beeinflussen, ist zumindest für andere Spezies als die menschliche unstrittig. Führungsrollen innerhalb einer Gemeinschaft werden in aller Regel erkämpft, und die Chancen in solchen Rangkämpfen hängen wesentlich vom genetischen Potential ab. Sie hängen ab von physischer Kraft, Habitus, Intelligenz und Willen zur Dominanz, und dies sind mindestens teilweise ererbte Eigenschaften.

Beim Menschen haben sich mit der Entwicklung sozialer Organisationsformen die Kriterien für innergesellschaftliche Dominanz stark verändert, ohne dass dieses Phänomen an grundsätzlicher Bedeutung verloren hätte. Die Individuen und Gruppen, die in menschlichen Gemeinschaften Dominanz erringen, werden im Allgemeinen als Eliten bezeichnet, und ein Begriff, der die Eignungskriterien für die Zugehörigkeit zu menschlichen Eliten zu bündeln versucht, ist derjenige des Charismas. Die Stärke einer Gemeinschaft gegenüber anderen Gemeinschaften wiederum, die Stärke eines Staates vor allem und damit auch einer Nation, hängt wesentlich von der Qualität solcher innergesellschaftlichen Eliten ab. Sie hängt damit auch ab von den Verfahren der Rekrutierung von Eliten. Nicht nur die genetische Ausstattung und Größe eines Staatsvolkes bestimmt also über dessen Rolle im Verhältnis zu anderen Völkern. Ebenso bedeutsam ist, welche Rolle der Wille und die Fähigkeit zur staatenübergreifenden Dominanz als Kriterien der politischen Elitenauswahl spielen. Zwar ist gerade in der Spezies Mensch das individuelle Dominanzpotential immer auch abhängig von der Sozialisation, aber insofern auch die genetische Ausstattung einen Anteil hieran hat, ist die Elitenbildung zugleich ein Selektionsverfahren nach genetischen Kriterien.

In menschlichen Gemeinschaften hatte die Elitenbildung eine sehr wechselhafte Geschichte. Gattungsgeschichtlicher Ausgangspunkt war natürlich, dass Führungsrollen erkämpft und dass dabei Kriterien wie physische Dominanz, Habitus und Machtinstinkt die herausragende Rolle spielten. Zu den Besonderheiten der menschlichen Spezies gehörte indes, dass das Charisma, das für eine Elitenzugehörigkeit in menschlichen Gemeinschaften prädestinierte, auch von ganz anderen Kriterien abhing wie etwa dem Anschein überdurchschnittlicher Intelligenz.

¹ Eine Grundlage für solche Neutralität der Wertungen wäre die Anerkennung der so genannten politischen Assoziationsfreiheit als eines vorrangigen Grundrechts. S. hierzu auch *Unterschlagnene Grundrechte in der Demokratie (1)* in www.reformforum-neopolis.de

Dass die Zugehörigkeit zur Elite immer aufs Neue erkämpft werden musste, wurde allerdings in menschlichen Gemeinschaften nicht als naturgegeben hingenommen. Zum einen entwickelten die Mitglieder der Eliten selbst ein Interesse daran, über künftige Elitenzugehörigkeit eigenmächtig und damit ohne Austragung von Führungskämpfen zu bestimmen. Die Eliten verfügten über innerstaatliche Macht, und sie nutzten diese Macht, um das Verfahren der Elitenbildung nach eigenem Interesse zu gestalten. Die naheliegendste Folge hiervon war die Erblichkeit der Elitenzugehörigkeit. Erbadel und die erbliche Thronfolge in der Monarchie waren solche am Interesse bestehender Eliten orientierten Verfahren.

Die Erblichkeit der Elitenzugehörigkeit aber wäre kaum über so lange Epochen praktikabel geblieben, wenn sie nicht auch Interessen der Nicht-Eliten, also des gemeinen Staatsvolks gedient hätte. Je größer nämlich das Staatsvolk war, desto zerstörerischer und blutiger konnte ein immer neu auszufechtender Kampf um die Führungsrollen im Staat werden. Desto größer wurde zugleich das Interesse des Staatsvolks an einer langfristigen, möglichst generationenübergreifenden Kontinuität von Herrschaft. Dieses Interesse am innerstaatlichen Frieden begünstigte zumindest ein stillschweigendes Einverständnis der Staatsbürger mit einer am Eigeninteresse der Eliten orientierten Erblichkeit von Macht. Nur so konnten sich stabile, Jahrhunderte überdauernde und nicht selten verschiedene Ethnien, Sprachen und Kulturen integrierende Dynastien und Klassengesellschaften herausbilden.

Dennoch war natürlich die Erblichkeit der Elitenzugehörigkeit historisch gesehen nicht mehr als eine Zwischenlösung. Dieses Verfahren war auf der Annahme gegründet, dass mit der Elitenzugehörigkeit auch die Elitentauglichkeit an nachfolgende Generationen weitergegeben wird. Es setzte voraus, dass entweder die Elitentauglichkeit vererbt wird oder dass zumindest die Sozialisation innerhalb von Eliten wiederum elitentauglich macht. Beides waren natürlich leichtfertige Prämissen. Sie erwiesen sich zumeist als umso realitätsferner, je älter eine Dynastie und eine Klassengesellschaft wurden. Das genetische Potential, sei es in Form von Herrschercharisma oder sei es auch nur als organisatorische Fähigkeit, erblich erworbene Macht zu bewahren, war selten stabil genug, um Erbmonarchien in ihrer ursprünglichen Funktion über eine große Zahl von Generationen zu festigen. Ob Herrscher ihre Herrschergene vererbten, aber auch, ob ihre Nachkommen zum Herrschen sozialisiert wurden, war eben, so die eigentlich naheliegende Erfahrung, mindestens teilweise eine Frage des Zufalls. So scheiterten auch die mächtigsten Dynastien letztlich daran, dass es den zum Herrschen Bestimmten an der Fähigkeit zum Herrschen mangelte. Die Monarchie war zwar vorübergehend ein probates Mittel, um Herrschaftskontinuität zu wahren und anarchischen Kämpfen um die politische Macht vorzubeugen, aber diese Kontinuität trug auf lange Sicht den Keim des - auch genetisch bedingten - Niedergangs in sich.

Die Ausschaltung der genetischen Selektion war in den monarchischen Dynastien besonders folgenschwer, aber ähnliche Folgen hatte auf Dauer auch die Erblichkeit der Zugehörigkeit zu einer herrschenden Klasse. Der Adel war eine solche Klasse, deren Fähigkeit zum Herrschen mangels genetischer Selektion immer nur über eine begrenzte Anzahl von Generationen gesichert sein konnte. Anstelle von Herrschaftsfähigkeit konnten sich in Adelsklassen über Generationen hinweg ganz andere genetische Dispositionen und damit

einhergehende Sozialisationsfolgen ausbreiten. Die Folge hiervon war, dass der Adel schließlich von einem Bürgertum überflügelt wurde, das nach Kriterien wie - teilweise eben genetisch bedingter - Tat- und Durchsetzungskraft selektiert wurde und damit auch nach der Eignung für gesellschaftliche Führungsrollen.

Wo immer sich bei den Beherrschten - abhängig auch vom kulturellen, sozialen und ökonomischen Entwicklungsstand - die Einsicht durchsetzte, dass Familien- und Klassenzugehörigkeit als alleinige Kriterien für Elitenzugehörigkeit auf Dauer ungeeignet waren, wuchs schließlich ein Bedürfnis nach neuen Verfahren der Elitenauswahl. Man brauchte politisches Führungspersonal, und man wollte es auf friedliche Weise installieren, ohne in die vormonarchistische Gefahr anarchischer Herrschaftskämpfe zurückzufallen. Dass bei der Auswahl solcher Eliten auch das genetische Potential zum Herrschen eine Rolle spielen könnte, wurde dabei vernünftigerweise nicht explizit in Frage gestellt.

Die neue, die Monarchie ablösende Form der Elitenbildung war natürlich die Demokratie. Der demokratische Staat stand für eine Rückbesinnung auf die Notwendigkeit, Herrschaftsfähigkeit auskämpfen zu lassen, aber dieser Kampf fand in der Demokratie zumindest nach festen Regeln statt. Die wichtigste Regel war, dass die Beherrschten bzw. deren Mehrheit selbst die Lizenz zum Herrschen vergaben und dass diese Lizenz zudem zeitlich eng befristet war. Die Demokratie stand damit für eine ganz neue, in der Tat fortschrittliche Form der Elitenrekrutierung. Sie folgte der fundamentalen Einsicht, dass Herrschaftsfähigkeit, wenn es an genetischer Disposition fehlt, nur begrenzt gelehrt und gelernt werden kann.

Eine der wesentlichen Errungenschaften der Demokratie war es, den Kampf um die Herrschaft und damit auch den Übergang von Macht auf berechenbare Weise, nämlich in regelgeleiteten Wahlkämpfen zu ritualisieren. Die demokratischen Verfahren stellten in der Tat besser als in vorausgegangenen Staatsformen sicher, dass politische Macht friedlich erkämpft, und – nach Ablauf geregelter Fristen - auf friedliche Weise weitergegeben wurde. Damit waren die offensichtlichsten Nachteile sowohl monarchistischer Herrschaft wie auch vormonarchistischer, regelloser Machtkämpfe überwunden. Die Lizenz zum Herrschen konnte von den Bürgern zumindest nach dem aktuellen Anschein von – auch genetisch bedingter - Herrschaftsfähigkeit vergeben werden.

Dennoch brachte dieses Verfahren neue, zum Teil schwerwiegende Nachteile mit sich. Ein wesentlicher Mangel der Demokratie war, dass sie gegenüber der Monarchie mit einem Verlust an personeller Kontinuität und an langfristiger Orientierung politischer Entscheidungen erkauft war. Es gelang zwar, den politischen Machtkämpfen ihren vormaligen Schrecken zu nehmen, aber die Zeitabstände zwischen diesen Kämpfen wurden drastisch verkürzt. Herrschen wurde daher mehr denn je zu einem Geschäft mit kurzem Zeithorizont, und mehr denn je wurde der Erfolg von Herrschaft an entsprechend kurzfristigen Kriterien gemessen. Für die Bürger wuchs in einer solchen Staatsform sogar die Versuchung, Herrschaftslizenzen nach allzu spontanen und daher wenig rationalen Kriterien zu vergeben, nach dem Kriterium etwa eines nur momentan wirkenden politischen Charismas. Auf die Einhaltung rein rationaler Kriterien, die Kompetenz etwa zur Lösung langfristiger Probleme, war das personelle Auswahlverfahren der Demokratie nie zugeschnitten. Gerade den klügsten politischen Köpfen, jenen nämlich, deren analytischer

Verstand eben dies durchschaute, bot die Demokratie daher von vornherein wenig Anreiz, sich um politische Macht zu bemühen. Wie Monarchie und Diktatur, so war insofern auch die herkömmliche Demokratie von vornherein darauf angelegt, früher oder später in politischer Desillusionierung zu münden. Dies macht sie zu einer Staatsform von begrenzter Haltbarkeit.

Das Erbgut der menschlichen Spezies

Dass in der Demokratie ein im Grunde falsches genetisches Potential zum politischen Erfolg prädestiniert, ist eine Tragödie der Staatsgeschichte. Noch tragischere Konsequenzen hätte es allerdings, wenn nicht nur die politische Elite, sondern wenn ganze Völker oder sogar die gesamte menschliche Spezies einer falschen, für sie selbst unvorteilhaften genetischen Selektion unterlägen. Dies nämlich würde bedeuten, dass in der genetischen Entwicklung langfristig ein allgemeiner kultureller, sozialer und möglicherweise sogar ökonomischer Niedergang angelegt wäre.

Wie realistisch ein solches Szenario ist, wird sich mit Gewissheit natürlich erst in einer sehr fernen Zukunft erweisen. Sicher ist noch nicht einmal, ob auf diese Frage jemals ernsthaft eine Antwort gesucht werden wird. Für jede Generation ist die jeweils bestehende genetische Ausstattung eine unabänderliche Gegebenheit, und ob bzw. wie sich das menschliche Erbgut langfristig verändert, mag daher auch künftigen Generation als eine allenfalls akademisch, nicht aber politisch zu behandelnde Fragestellung erscheinen.

Gewiss ist indes, dass die genetische Ausstattung unter verschiedenen Gruppen der menschlichen Spezies deutliche Unterschiede aufweist, und diese Unterschiede lassen sich zu einem großen Teil durch Erbgutselektion erklären. So bedurften etwa Arktisbewohner und Wüstennomaden nicht nur unterschiedlicher Sozialisationen, sondern auch unterschiedlicher genetischer Ausstattungen, um ihre Überlebenschancen zu optimieren, um sich in ihrer natürlichen Umwelt bestmöglich zu behaupten und um in der Weitergabe ihres Erbguts überdurchschnittlichen Erfolg zu haben. In die Arktis verpflanzte Wüstennomaden wären - zumindest unter früheren Lebensumständen - den dortigen Ureinwohnern in der Weitergabe von Erbgut unterlegen gewesen wäre, ebenso wie in die Wüste verpflanzte Arktisbewohner den eingeborenen Wüstenbewohnern genetisch unterlegen gewesen wären. Solche genetischen Unterschiede können - neben den genetischen Eigenschaften der jeweiligen Eliten - auch plausible Erklärungen dafür liefern, welche Völker in welchen historischen Epochen politische und militärische Dominanz ausübten. Dass z.B. weder von Arktisbewohnern noch von Wüstennomaden je größere Weltregionen politisch, militärisch oder kulturell dominiert wurden, war sicher nicht nur historischer Zufall, sondern mindestens teilweise auch genetisches Schicksal. Auch hinsichtlich des Willens und der Fähigkeit zur Dominanz war offensichtlich die genetische Ausstattung innerhalb der menschlichen Spezies niemals global homogen.

So wenig aber, wie z.B. Ethnien einander in der genetischen Ausstattung gleichen, ist offensichtlich auch die genetische Ausstattung der Bürger innerhalb einer Gesellschaft annähernd homogen. Diese Inhomogenität, so unterschiedlich ihr Ausmaß sein mag, ist ihrerseits schicksalhaft. Sie ist aber – und eben dies macht sie in einer für ihre genetische Entwicklung selbst verantwortlichen Gesellschaft zum Problem – keineswegs historisch

konstant. Wenn die Bedingungen der natürlichen Selektion und damit der Evolution sich verändern oder wenn, wie Menschen es vermögen, die Selektionsbedingungen willentlich verändert werden, dann ist auch mit Veränderungen in der genetischen Inhomogenität einer Gesellschaft zu rechnen.

Solange in einer Gattung die Überlebensbedingungen für alle Individuen annähernd gleich sind, sorgt eine Selektion nach den Kriterien der Überlebensfähigkeit für eine gewisse Homogenität der genetischen Merkmale. Unter solchen Umständen hat ein Individuum umso weniger Chancen, genetische Merkmale zu vererben, je weniger es von der genetischen Ausstattung her für den Überlebenskampf geeignet erscheint. Auch die menschliche Spezies war ursprünglich einer solchen genetisch homogenisierenden Selektion unterworfen.

Ein fundamentaler Wandel der Selektionsbedingungen stellte sich in menschlichen Gemeinschaften mit der Arbeitsteilung ein. Die Arbeitsteilung sicherte die Überlebensfähigkeit für Individuen mit sehr unterschiedlichen genetischen Potentialen, und sie relativierte damit auch die Bedeutung mancher genetisch bedingter Schwächen. Auch menschliche Individuen, die in einer weniger arbeitsteiligen Gemeinschaft vergleichsweise geringe Chancen zur Vererbung genetischer Merkmale gehabt hätten, konnten somit zur inneren Differenzierung der Spezies in zunehmendem Maß beitragen. Wem es etwa an genetischem Aggressions- und Selbstverteidigungspotential mangelte, wer also beispielsweise physisch nicht für die Rolle als Jäger oder Krieger geeignet war, hatte in einer fortschreitend arbeitsteiligen Gesellschaft zunehmend größere Chancen, diesen scheinbaren Mangel durch andere genetische Potentiale auszugleichen. Auch in kleinen arbeitsteiligen Gemeinschaften verbesserten sich so die Chancen für Individuen, die nur in sehr speziellen, teilweise neuartigen Verwendungen ihren Lebensunterhalt zu sichern vermochten. Umgekehrt konnte die arbeitsteilige Gesellschaft sich eben diese zunehmende Verschiedenheit der individuellen genetischen Potentiale zunutze machen, indem sie neue, zu diesen Potentiale passende gesellschaftliche Funktionen und Rollen schuf. Wenn es für die sehr unterschiedlichen Rollen in arbeitsteiligen Gesellschaften jeweils genügend genetisch passende Individuen gibt, ist dies insofern kein Zufall, sondern Ergebnis eines sehr langfristigen Anpassungsprozesses.

Die Verteilung der genetischen Potentiale war natürlich niemals in allen Gesellschaften gleich, und dementsprechend haben sich die innergesellschaftlichen Strukturen der Arbeitsteilung unterschiedlich entwickelt. In einer globalisierten Wirtschaft führt die unterschiedliche Verteilung der genetischen Potentiale dazu, dass sich entsprechend unterschiedliche regionale bzw. nationale Spezialisierungen herausbilden. Dass, um nur ein Beispiel zu nennen, das feinmotorische Potential bei den Arbeitskräften Ostasiens genetisch offenbar besonders gut entwickelt ist, war ein Grund dafür, dass die manuelle Fertigung elektronischer Bauteile dort einen bevorzugten Standort fand. Wenn also einzelne Völker in bestimmten Spezialisierungen immer wieder anderen Völkern über- und unterlegen waren, wenn im Lauf der Geschichte der Fortschritt in einzelnen Wirtschaftsbereichen von Land zu Land immer wieder stark divergierte, ist die Erklärung hierfür zumindest teilweise in genetischen Faktoren zu suchen.

In Gesellschaften mit starren sozialen Strukturen, in denen berufliche Rollen noch häufig vererbt wurden und sich daher auch die Struktur der Arbeitsteilung wenig veränderte, hat dies zu einem gewissen Grade auch die Verteilung der genetischen Potentiale erstarren lassen. Wo etwa der Bauernsohn dafür bestimmt war, Bauer, und der Handwerkersohn, wiederum Handwerker zu werden, gab es eine genetische Selektion, die eine Fortdauer der bestehenden Arbeitsteilung begünstigte. Wer nämlich nicht das genetische Potential aufwies, um in die ihm zugedachte ererbte Spezialisierung hineinzuwachsen, der hatte es vergleichsweise schwer, gleich viel Nachkommenschaft zu zeugen und aufzuziehen wie andere. Die Folge hiervon war, dass sich zwischen der Struktur der etablierten Arbeitsteilung und der Verteilung der genetischen Potentiale keine allzu großen Diskrepanzen einstellten.

Je offener aber die sozialen Strukturen werden und je rascher sich - etwa aufgrund technologischer Entwicklungen - zugleich der gesellschaftliche Bedarf an genetischen Potentialen wandelt, desto weniger selbstverständlich wird es, dass die Verteilung genetischer Potentiale auf lange Sicht sozial und ökonomisch in einem Gleichgewicht bleibt. Desto naheliegender erscheint es daher auch, diese Verteilung langfristig mit politischen Mitteln zu beeinflussen.

Die Konsequenzen hieraus sind in ihrer langfristigen gesellschaftlichen Dramatik kaum zu überschätzen. Es geht dabei u.a. um die Frage, ob die Verteilung genetischer Potentiale, wie sie sich ohne lenkende Eingriffe entwickeln würde, Fortschritte in der politischen und technischen Zivilisation begünstigt oder eher Rückschritte befürchten lässt. Vorstellbar ist ja, dass immer mehr Menschen aufgrund ihrer genetischen Ausstattung keinen auskömmlichen Platz in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung finden und ökonomisch und sozial marginalisiert werden. Vorstellbar ist auch, dass mit den zukünftigen genetischen Potentialen die sozialen Folgen neuer technologischer Entwicklungen schwerer denn je zu beherrschen sind, und ebenso vorstellbar ist unter anderem, dass die künftige Verteilung von Aggressionspotentialen innerhalb der menschlichen Spezies einer Weiterentwicklung des allgemeinen friedenspolitischen Bewusstseins im Wege steht. Es ist also in genetischer Hinsicht durchaus zweifelhaft, ob die Geschichte der Menschheit eine Geschichte zivilisatorischen Fortschritts sein wird und ob mit dem technischen Fortschritt, mit einer zunehmend kürzeren Abfolge globaler technischer Umwälzungen auch das gesellschaftliche Bewusstsein entsprechend voranschreitet. Es könnte vielmehr eine Entwicklung einsetzen, die in Teilen der Welt oder sogar in der Welt als ganzer eben jene genetischen Potentiale rarer werden lässt, die Wohlstand, Frieden und zivilisatorischen Fortschritt sichern helfen. Die bestehende Demokratie wenigstens ist eine Staatsform, die sich einem - fortdauernden oder auch wiedererstarkenden - Willen zu einer weniger zivilisierten Politik rasch anpassen und damit auch den genetisch bedingten Niedergang so genannter Hochkulturen entsprechend rasch implementieren würde. Eine solche Entwicklung könnte letzten Endes dazu führen, dass - um nur eins von vielen plausiblen Szenarien zu nennen - technisch und militärisch vergleichsweise starke Staaten bzw. Gesellschaften anfälliger werden für autoritären Interventionismus und dass technisch zwar überlegene, sozial und kulturell aber eher rückständige Gesellschaften globale Dominanz erringen.

Die Vermutung, dass ein Grund für solche Entwicklungen in den genetischen Potentialen liegt, ist sicher missbrauchsträchtig, weil sie zu Werturteilen und damit auch zu Vorurteilen Anlass geben kann. Die Verteilung genetischer Potentiale innerhalb einer Gesellschaft

ist indessen ein objektives Faktum, das Unterschiede zwischen Menschen und menschlichen Kollektiven erklären hilft, aber für sich genommen keine Rechtfertigung liefert, solche Unterschiede als Wert- oder Rangunterschiede zu missdeuten.

Die menschliche Spezies hat sich selbst Existenzbedingungen geschaffen, unter denen eine natürliche Selektion nach dem Kriterium der Überlebensfähigkeit nicht mehr in nennenswertem Umfang stattfindet. Sie ist keine Spezies mehr, die unter naturgegebenen Bedingungen im ursprünglichen Wortsinn existiert. Sie ist aber auch keine gezüchtete Spezies, und sie will dies auf absehbare Zeit auch nicht sein. Hierzu fehlt es aus gutem Grund an Vertrauen in die Fähigkeiten und die Lauterkeit von Mitmenschen, die vorgeben, menschliches Erbgut nach den „richtigen“ Kriterien bestimmen, selektieren und möglicherweise formen zu können.

Wenn aber für menschliches Erbgut die natürliche Selektion ausgeschaltet und zugleich eine Züchtung unterbunden wird, dann hat eben dies unabsehbare Rückwirkungen auf die Verteilung genetischer Potentiale innerhalb der menschlichen Spezies. In Abwesenheit von Selektion und Züchtung wird sich die Verteilung des Erbguts jedenfalls auf neuartige, nie vorher dagewesene Weise entwickeln. Die Ausschaltung der natürlichen Selektion ist - auch in dieser Hinsicht² - ein grandioses Experiment der menschlichen Spezies mit sich selbst, und auch in dieser Hinsicht ist nicht absehbar, welche Folgen es hätte, das Experiment zeitlich unbegrenzt fortzusetzen.

Neuverteilung der genetischen Potentiale

Wo es keine natürliche Selektion mehr gibt, sind es gesellschaftliche Umstände, die über die künftige Verteilung menschlichen Erbguts bestimmen. Welches genetische Potential in welchem Umfang an künftige Generationen weitergegeben wird, hängt dann nämlich allein davon ab, wie das Motiv der Zeugung von Nachkommenschaft sich in der Gesellschaft verteilt. Ist und bleibt die Reproduktionsquote in allen, wie auch immer definierten gesellschaftlichen Gruppen etwa gleich, dann kommt es nicht zu wesentlichen Veränderungen in der Verteilung der genetischen Potentiale. Ist dagegen das Reproduktionsmotiv ungleicher verteilt, gibt es also gesellschaftliche Gruppen, die überdurchschnittlich viel oder wenig Nachkommenschaft zeugen, dann verändert sich dadurch langfristig auch die gesellschaftliche Verteilung genetischer Potentiale. Dann aber ist es alles andere als selbstverständlich, dass diese Verteilung über viele Generationen hinweg den Strukturen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung angepasst bleibt, und ebenso ungewiss ist, ob die genetischen Voraussetzungen für Fortschritt oder zumindest Stagnation in der Zivilisierung menschlicher Gesellschaften gesichert ist.

Die natürliche Selektion hatte zur Überlebensfähigkeit einer Spezies unter anderem deswegen beitragen können, weil es einen Zusammenhang gab zwischen sexueller Attraktivität und physischer Überlebensfähigkeit. Auf Männer wie auf Frauen wirkten solche potentiellen Partner am attraktivsten, die einer gemeinsamen Nachkommenschaft die besten Überlebenschancen sicherten und damit auch die besten Chancen auf Weitergabe ihres

² Siehe hierzu u.a. die Beiträge *Gentechnik: von der wissenschaftlichen Umwälzung zur politischen sowie Die Genetik der Humanität* in www.reformforum-neopolis.de

genetischen Potentials. Eine Gattung, in der eine solche Übereinstimmung zwischen sexueller Attraktivität und Überlebensfähigkeit des genetischen Potentials nicht bestanden hätte, wäre früher oder später als ganze der natürlichen Selektion zum Opfer gefallen.

Die menschliche Spezies hat die natürliche Selektion durch technischen Erfindungsgeist ausgeschaltet, aber sie hat sich nicht zugleich über biologisch determinierte Wahrnehmungen hinwegsetzen können. Dies trifft - trotz aller modischen Wendungen - auch auf die Wahrnehmung sexueller Attraktivität zu. So gewiss es ist, dass sexuelle Instinkte ursprünglich als Wegweiser zu gesellschaftlich nützlichem, dem Überleben der Gattung förderlichem genetischem Potential dienten, so zweifelhaft ist es, dass eben diese Instinkte auch unter den Lebensbedingungen gegenwärtiger und künftiger Gesellschaften noch Nutzen stiften. Dies unter anderem lässt erkennen, in welchem Maße die Gattung Mensch, indem sie ihre eigenen Überlebensbedingungen willentlich verändert, unwillentlich ihre eigene Instinktausstattung obsolet werden lassen kann.

Natürlich gab es in höher entwickelten menschlichen Gesellschaften schon immer Neigungen, das Reproduktionsmotiv von Merkmalen wie sexueller Attraktivität zu entkoppeln. So wurde etwa, wenn auch mit sehr unterschiedlicher Intensität, auf junge Menschen familiärer und gesellschaftlicher Druck ausgeübt, in der Partnerwahl walten zu lassen, was ältere Generationen als ökonomische oder soziale Vernunft ausgaben, und damit spontane, stärker genetisch determinierte Motive zu überspielen. Diese Art der Einflussnahme hat natürlich viel emotionales Unheil angerichtet. Dennoch lässt sich eine Unterdrückung instinktgebundener Motive in der Partnerwahl zumindest als Versuch deuten, sich von biologisch determinierten Wahrnehmungen zum Nutzen der Betroffenen und ihrer Nachkommen zu emanzipieren.

In welcher Verteilung genetisches Potential vererbt wird, hängt spätestens seit dem vergangenen Jahrhundert auch von dem Willen und der Fähigkeit zu einer aufgeklärten Empfängnisverhütung ab. Dass die Techniken der Empfängnisverhütung praktisch universell verfügbar wurden, veränderte die Reproduktionsbedingungen der menschlichen Spezies nochmals dramatisch. Auch wenn biologische Determinanten wie die Wahrnehmung sexueller Attraktivität sich wenig veränderten, wurde doch die Weitergabe von Erbgut zunehmend individueller planbar, und sie wurde damit zu einer zwar biologisch beeinflussten, aber doch auch weitgehend rationalen Entscheidung. Dadurch wurde die Verteilung vererbten genetischen Potentials mehr denn je davon abhängig, wie der vernunftgesteuerte Wille zur Zeugung von Nachkommen in einer Gesellschaft bzw. in der menschlichen Spezies verteilt ist, und insofern wurde sie auch mehr denn je entkoppelt von der genetischen Verteilung sexueller Attraktivität.

Natürlich wirken vielerlei Faktoren darauf ein, wem und in welchem Maße die Zeugung eigener Nachkommen vernünftig erscheint. Eine wichtige Rolle spielt in dieser Abwägung die Frage, wie Kinder die soziale und ökonomische Lage der Eltern verändern, und zunehmend wichtiger ist auch geworden, ob die Erwartungen von Eltern hinsichtlich der späteren sozialen und ökonomischen Lage von Kindern erfüllbar erscheinen. Je höher diese Erwartungen und je schwerer sie bei der angenommenen genetischen Ausstattung von Kindern zu erfüllen sind, desto geringer ist die Bereitschaft, eigene Nachkommen zu zeugen.

Es bedarf keiner soziologisch ausgefeilten Antworten auf solche Fragen, um Schlussfolgerungen über die Verteilung des menschlichen genetischen Potentials herzuleiten. Es genügen die Feststellungen, dass der Wille zur Zeugung von Nachkommen innerhalb einer Gesellschaft ungleichmäßig verteilt ist und dass diese Verteilung von veränderlichen gesellschaftlichen und politischen Umständen beeinflusst wird. Schon aus diesen trivialen Feststellungen nämlich ergibt sich, dass genetische Potentiale nicht zu jeder Zeit zu gleichen Anteilen weitergegeben werden und dass daher deren Verteilung innerhalb einer Gesellschaft sich im Laufe von Generationen ändert. Dementsprechend gibt es in jeder Gesellschaft eine generationsspezifische Struktur genetischer Merkmale, also auch genetisch bedingter Talente und Defizite. Zu einem gewissen Grade wandelt sich also in jeder Gesellschaft im Laufe von Generationen u.a. das genetische Gewicht einzelner technischer, musischer, handwerklicher, sozialer, intellektueller oder empathischer Anlagen und physischer, emotionaler und mentaler Robustheit, Anfälligkeit, Aggressivität und Friedfertigkeit. Der Weg dieses Wandels hängt davon ab, wie der Fortpflanzungswille in den jeweiligen Generationen über Segmente, Sektoren, Schichten, Berufs-, Volks- und andere gesellschaftliche Gruppen verteilt ist.

Da solche Veränderungen in der Verteilung des Erbguts sich äußerst langsam vollziehen, mögen die Folgen für die jeweils lebenden Generationen von Bürgern - und umso mehr von Politikern - allzu fern erscheinen, um das eigene Denken und Handeln zu beeinflussen. Dennoch sind die gesellschaftlichen Auswirkungen einer solchen Entwicklung auf lange Sicht tiefgreifend. Wenn z.B. die Verteilung der genetischen Potentiale langfristig immer mehr von Bewusstseinsentwicklungen beeinflusst wird, dann könnte es, auch wenn die gesellschaftliche Arbeitsteilung sich immer zu einem gewissen Grade an genetische Gegebenheiten anpasst, zu erheblichen strukturellen Diskrepanzen zwischen dem Bedarf an genetischen Potentialen und deren Verfügbarkeit kommen.

Aus einem solchen Szenario ergeben sich natürlich weitreichende Konsequenzen für das subjektive Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft. Wenn ein wachsender Anteil von Bürgern spürt, dass sie es aufgrund ihrer genetischen Ausstattung schwer haben, sich sozial und ökonomisch zu behaupten und damit eigenen und fremden Ansprüchen zu genügen, dann kann dies gravierende Folgen für den sozialen Zusammenhalt haben. Dann kann sich z.B. eine Subkultur des sozialen und ökonomischen Scheiterns ausbreiten, in der die Neigung herrscht, die Spielregeln des bestehenden Rechts- und Sozialstaats zu unterlaufen, und in der langfristig die Ansprüche an eben diesen Staat wachsen. Die Feststellung jedenfalls, die Zeit sei über die Sozialstaatsidee hinweggegangen, ist mit einem solchen langfristigen Szenario nicht in Deckung zu bringen.

Nicht weniger folgenreich als eine solche genetisch bedingte Marginalisierung wachsender Bevölkerungsteile wäre eine Ausdünnung jener Bevölkerungsschichten, die von ihrem genetischen Potential her die Rolle kompetenter, sich auch im globalen Wettbewerb behauptender gesellschaftlicher Eliten zu spielen vermögen. Wo immer bestehende Eliten eine stark unterdurchschnittliche Bereitschaft zur Weitergabe ihres genetischen Potentials aufweisen, ist dieses Szenario realistisch und ist dementsprechend auf lange Sicht mit einem ökonomischen, politischen und kulturellen Niedergang zu rechnen.

Natürlich lässt sich niemals eine präzise quantitative Aussage darüber treffen, welches strukturelle Ungleichgewicht zwischen Bedarf und Verfügbarkeit genetischer Potentiale eine so genannte Hochkultur gefährden würde. Eine solche präzise Aussage wird überdies umso schwerer zu treffen sein, als die globale Arbeitsteilung zu einem gewissen Grade einen Ausgleich ökonomischer, technologischer, politischer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Potentialdefizite einzelner Gesellschaften möglich macht. Dennoch liefern die Unterschiede der Reproduktionsraten gesellschaftlicher Gruppen und die resultierende Veränderlichkeit der Verteilung genetischer Potentiale einen intuitiv plausiblen Erklärungsansatz für historische Rollen- und Rangänderungen von Staaten, Ethnien und Kulturen und damit auch für Aufstieg und Niedergang in der globalen Konkurrenz. Nur dort jedenfalls, wo ständig die genetischen Potentiale für leistungsfähige neue Eliten und für die individuelle Selbstbehauptung in der herrschenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung geschaffen werden, sind die Bedingungen für einen dauerhaften sozialen und ökonomischen Fortschritt günstig.

So ungewohnt es noch immer sein mag, die Entwicklung von Nationen und Kulturen mit der Entwicklung genetischer Potentiale in Verbindung zu bringen, so sicher ist, dass die - objektive und subjektive - Bedeutung dieses Einflussfaktors zunehmen wird. Wenn nicht die spontanen Entwicklungen des regenerativen Verhaltens, dann wird nämlich auf lange Sicht die Gentechnologie dazu führen, dass die Verteilung genetischer Potentiale in einer Gesellschaft als veränderliche Größe wahrgenommen und behandelt wird. Je leichter die genetische Ausstattung von Nachkommen im Vorwege diagnostizierbar ist, je eher sie bewusst akzeptiert oder verworfen oder gar bewusst medizinisch verändert werden kann, desto stärker wirkt sich dies langfristig auf die Verteilung genetischer Potentiale aus. Die gesellschaftlichen Folgen hiervon sind noch nicht einmal in Ansätzen absehbar. Sicher scheint nur, dass dadurch Überangebote und Mangel an genetischen Potentialen wachsen werden.

Eine solche Entwicklung aber kann auf Dauer auch politisch nicht folgenlos bleiben. Staaten und andere politische Willensbildungsgemeinschaften werden früher oder später ihre eigene genetische Zukunft reflektieren und diese als gesellschaftliche Herausforderung annehmen. Ob dies nur mit dem eher bescheidenen Ziel geschieht, drohende genetische Katastrophen abzuwenden, oder mit dem viel weiter reichenden Ziel einer kollektiven genetischen Selbstbestimmung, ist dabei noch vollkommen offen. Vorerst kommt es ohnehin nur darauf an, dass Menschen eine zunehmende Distanz zu sich selbst als genetisch bestimmter Spezies gewinnen - und damit auch eine wachsende Distanz zu ihrer eigenen Instinktausstattung. Im besten Fall wird dies dazu führen, dass einerseits die Rolle der Vernunft innerhalb der menschlichen Spezies an Bedeutung zunimmt und dass andererseits die Vernunft ihre eigenen Grenzen kritischer denn je reflektiert. Zu wünschen wäre der menschlichen Spezies eine solche Entwicklung allemal.

Politische Ordnung und Genbewusstsein

Die Erkenntnis, dass die Verteilung genetischer Potentiale in menschlichen Gesellschaften sich langfristig verändert, ist nicht von brennender Aktualität, aber sie ist doch naheliegend, und sicher ist, dass hieraus früher oder später eine politische Herausforderung er-

wächst. Dennoch ist natürlich Politik in ihrer bisherigen Erscheinungsform auf alles andere vorbereitet als eine so neu- und andersartige Aufgabe. Gerade die bestehende Demokratie ist eine Staatsform, in der derart langfristige Problemstellungen unverhältnismäßig schwach gewichtet werden.

Aufgabe einer sich für eine fernere Zukunft verantwortlich fühlenden Politik aber wird es sein, die Verteilung genetischer Potentiale als langfristige Konsequenz eines auch politisch beeinflussbaren Reproduktionsverhaltens zu erkennen und dementsprechend zu gestalten. Zu dieser politischen Aufgabe wird u.a. gehören, die Zeugung menschlicher Nachkommenschaft von ursprünglicheren, biologisch determinierten oder auch gesellschaftlich tradierten Motiven mehr denn je zu lösen. Was eine solche weitsichtige Politik mindestens zu leisten hätte, wäre eine Festigung des Reproduktionsmotivs jener, die das Potential zur Zugehörigkeit zu einer der gesellschaftlichen Eliten vererben könnten. Zu gestalten wäre in diesem Zusammenhang natürlich auch eine Migrationspolitik, die ihrerseits dem Kriterium eines langfristigen strukturellen Gleichgewichts der genetischen Potentiale verpflichtet ist.

Die Einsicht in die Notwendigkeit einer langfristigen Lenkung der genetischen Potentialverteilung darf natürlich nicht dazu verleiten, eine politische Feinsteuerung des reproduktiven Verhaltens anzustreben. Politik kann nicht mehr und nicht weniger tun, als die Motive zur Vererbung genetischer Potentiale auch strukturell zu stabilisieren, etwa indem sie die ökonomischen Anreize zur Zeugung von Nachkommenschaft möglichst gleichmäßig verteilt. Ein Sozialstaatssystem beispielsweise, in dem ein Bürgergeld für jedermann in gleicher Höhe als Kinder- und Erziehungsgeld verfügbar wäre, könnte einen wesentlichen Beitrag hierzu leisten.

Eine Politik, die sich der Verteilung der genetischen Potentiale in einer Gesellschaft annimmt, kann dennoch nie besser sein als das Problembewusstsein jener Eliten, die diese Politik zu gestalten haben. Damit dieses Problem überhaupt entsprechend seiner vielen Generationen umfassenden Bedeutung behandelt wird, bedarf es daher auch eines besonderen Auswahlverfahrens für die hierfür zuständigen politischen Eliten, eines Verfahrens nämlich, das einen neuartigen, hoch spezialisierten und über anderweitige politische Auseinandersetzungen erhabenen Politikertypus hervorbringt. Ein solcher Politikertypus könnte sich nur im Rahmen einer neuen politischen Ordnung wie der mehrspurigen Demokratie herausbilden.

Dass auf lange Sicht die Verteilung genetischer Potentiale politisch zu gestalten sein wird, ist somit einer der wichtigsten Gründe dafür, dass früher oder später eine solche neue politische Ordnung notwendig werden wird. Welche Staaten, Nationen und politischen Kollektive sich dann behaupten, welche einen Aufstieg und welche eher einen Niedergang erleben werden, wird daher auch davon abhängen, wo die politische Ordnung sich dieser Problemstellung am zügigsten anpasst.